

Jessie's Vormund.

Roman von **Hans v. Heldrungen.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Snuggs starrte in seinen Hut, als ob er erwartet hätte, das Gesicht von Finding's Mörder dort erscheinen zu sehen. Das war aber nicht der Fall, und endlich sagte Snuggs wieder: „Sie können gehen, Mr. Dryful. Mr. Winner, bringen Sie den Mann wieder dahin, wo er war."

„Wünschen Sie den Dritten auch noch zu vernehmen?" fragte der Polizist.

„Nein, Mr. Winner. Es hat keinen Zweck."

Winner brachte Bob fort, und die beiden Beamten blieben allein.

„Was halten Sie von den drei Leuten, Mr. Snuggs?" fragte der Untersuchungsrichter.

„Nicht viel."

„Sie glauben nicht, daß sie —"

„Die Beiden, die wir hier gehabt haben, sind an dem Verbrechen nach meiner Ansicht so unschuldig, wie wir Zwei auch. Was den Dritten angeht, so habe ich ihn noch nicht ganz aufgegeben. Er ist ein Erbe. Das wiegt schwer. Wenn in England ein reicher Mann stirbt, wie Mr. Finding gestorben ist, so sind nach meiner Meinung zunächst alle Erben zu verhaften."

„Bezüglich der beiden Anderen würden Sie also meinen, daß man sie bis auf Weiteres entlassen könnte?"

„Beileibe nicht! Vergessen Sie nicht, daß die größte Stärke eines Detektives darin besteht, den gesuchten Verbrecher sicher zu machen. Die Entlassung der beiden Leute, und wenn ihre Unschuld so klar wie die Sonne wäre, würde ein unverzeihlicher Fehler sein. Ich bin überzeugt, Herr Untersuchungsrichter, wir haben es hier mit einem ganz geriebenen Burschen zu thun. Ich habe die Oertlichkeit noch heute Nacht untersucht. Nicht die geringste Unordnung im Zimmer, nicht ein Blutstropfen auf dem Teppich, außer dort, wo die Leiche lag. Feine Arbeit, Sir. Auf dem Fleck, wo der Mörder stieß, ist Finding wahrscheinlich, ohne auch nur einen Laut auszustoßen, zusammengestürzt. Eine solche That konnte nur ein ausgelernter Mörder, ein kaltblütiger, seiner Sache sicherer Mensch wagen. Ich sage Ihnen, Sir, wir stehen hier vor einer Aufgabe, wie ich sie schwieriger in meiner langen Amtsthätigkeit noch nicht gehabt habe. — Aber lassen Sie uns nicht unnützes Gerede machen. Sie haben die Liste der Finding'schen Klienten unter Ihren Akten?"

„Ja, Mr. Snuggs."

„Ich bitte darum."

„Hier ist sie."

Snuggs erhielt eine Liste, auf der etwa hundert oder hundertundzwanzig Namen standen.

„Was wollen Sie damit?"

„Ich will die Leute kennen und wissen, in welcher Beziehung sie zu Finding gestanden haben. Ich komme wieder auf meine erste Idee zurück und finde, daß die ersten Ideen immer die richtigsten sind. Finding war ein Mensch, der Geld zu machen wußte. Dabei kommt man leicht in das Gehege anderer Leute, und es wäre gerade kein so großes Wunder, wenn Finding ein Opfer eines seiner — Opfer geworden wäre."

Eduard v. Simson †. (S. 203)
Nach einer Photographie von G. Brokesch in Leipzig.

Unter diesen halblauten, vertraulichen Aeußerungen studirte Snuggs peinlich langsam und genau das Verzeichniß, verglich auch oft einen Anhang dazu, auf welchem die Prozesse verzeichnet waren, die Finding für die Betreffenden geführt hatte. Endlich ließ sich Snuggs nochmals den Schreiber Jones vorführen.

„Sagen Sie mir kurz und bündig, Jones, wer von den Klienten am letzten Tage oder in den letzten Tagen mit Finding verkehrt hat, also wer zu ihm gekommen ist, um mit ihm zu sprechen."

„Da ist zunächst der Seidenwaarenhändler Hertington aus der Newgate-Street, Sir. Ein feiner Mann. Er kam in einer Konkurssache, bei der er als Gläubiger betheiligt ist."

„Weiter."

„Dann der Mützenfabrikant John Dryes, der mit seiner Schwiegermutter im Prozeß liegt."

„Weiter."

„Dann war da ein Mr. Frederik Dowling von der Bow-Street, Sir, ein Mann, der einer Miß Eleonora Tritling die Ehe versprochen haben soll, aber, hat er gesagt, er will drei Eide schwören, daß es nicht wahr sei, und nun liegt er im Prozeß mit Miß Eleonora."

„Weiter, weiter."

„Dann war der Mann da, Sir, mit dem Hund, der einen Alderman von Greenwich gebissen hat. Ich weiß nicht mehr, wie er heißt."

„Weiter, weiter."

„Dann war da Mrs. Humphrey, Sir, die ihren Schwager, den Mr. Gasting, verklagt hat, weil er gesagt haben soll, sie sei eine Säuferin."

„Weiter."

„Dann war da Mr. Doktor Commins aus Halfsea-Castle, dem ein Verrückter aus seiner Anstalt entflohen ist, weil er nicht genug zu essen bekommen haben soll."

„Weiter."

„Mit dem zugleich war Mr. Simon Jefferson da, weshalb, das weiß ich nicht, Sir, denn er hat mir's nicht gesagt."

„Jefferson? Wahrscheinlich Erbschaftssache. Vormundschaftsgerichtssache."

„Wahrscheinlich, Sir."

„Weiter."

„Das waren die Letzten, Sir, dann war Niemand weiter da, außer Mr. Bob Dryful, der mich weckte."

„Das will heißen, Sie haben Niemand sonst gesehen?"

„Genau das, Sir."

„Kennen Sie einen Mr. Tapperday, Jones?"

„Jawohl, er war ja mein Vorgänger."

„Ja. Er hatte früher eine Papiermühle in Tewkesbury, die jetzt Finding's Erben gehört, und war dann bei Finding Schreiber."

„Ja, Sir. Und jetzt ist er Souffleur im Astleytheater und bekommt einen Schilling und sechs Pence jeden Abend."

Snuggs schickte endlich auch Jones wieder dahin, woher er gekommen war. Dann machte er nachdenklich einige Male „Hm! Hm!" und fand es sehr schwierig, Licht in diese dunkle Angelegenheit zu bringen. Die menschlichen Triebfedern und Motive sind so wunderbar verschieden!

Oder war es doch Riggs?

Der Polizist setzte sich hin und wühlte lautlos, aber aufmerksam in den Papieren, die man aus Finding's Bureau hierher gebracht hatte. Er starrte auf diese oft nur kleinen Zettelchen und Notizen, als wenn sie ganze Geschichten erzählen könnten, besonders die Geschichte vom Tode des Advokaten. Aber er schien nichts zu finden, was mit seinem Ideengang harmonirte.

Endlich stand er auf und begab sich direkt nach Lincolnsinn an den Thatort. Auch hier untersuchte er Alles und Jedes auf's Genaueste. Kein Winkelchen, kein Schnitzelchen, nichts entging ihm. War das möglich? Nichts? Gar keine Spur zu hinterlassen? Eine solche That!

„Ein durchtriebener Bursche, ein verwünscht feiner Kerl!" murmelte er häufig und blieb sinnend stehen. Aber je mehr Zeit verging, je unruhiger, je hastiger, je ängstlicher wurde Snuggs. Wer bürgte ihm dafür, daß der, den er suchte, während dieser Zeit nicht schon auf der Flucht war und die kostbare Zeit, die Snuggs hier vertrödelte, benutzte, um Meile auf Meile zurückzulegen, um sich den Folgen seiner That zu entziehen? Aergerlich ging er wieder fort.

„Ein Inspektor von der Geheimpolizei," brummte er im Gehen vor sich hin, „ein schöner Inspektor! Steht da wie der Ochse am Berge."

Noch nie war dem Mr. Jeremiah Snuggs sein Beruf so schwierig erschienen, als an diesem Tag. Dieses fruchtlose Suchen und Mühen und Quälen machte ihn untröstlich, verzweifelt.

Er ging nach dem Astleytheater. Auch das war ein vergeblicher Gang. Er konnte sofort feststellen, daß William Tapperday während der Zeit der That in dem großen Schau- und Trauerspiel in fünf Akten und acht Bildern: „Richard Löwenherz, oder die Gefahren der Tapferkeit" soufflirt hatte.

Müde und entmuthigt lenkte Snuggs seine Schritte nach seiner Wohnung in den Seven Dials.

Mrs. Snuggs, eine kleine, hübsche, rundliche Frau, der es schon manchmal gelungen war, die Sorgen ihres Gatten hinwegzuschwatzen, empfing ihn mit ihrem Kleinsten auf dem Arme und der Mittheilung, daß das Abendessen schon seit einer halben Stunde fertig sei und sie sich sehr wundere, so lange auf ihn warten zu müssen. Aber sie fand heute offenbar keine Gegenliebe bei ihrem Gatten. Ein ärgerliches „Hm!" war Alles, was sie dem beschäftigten Manne entlocken konnte.

Snuggs galt bei der ganzen Londoner Polizei für einen der tüchtigsten Beamten in seinem Fach, aber das genügte ihm nicht. Ein Mißerfolg, wie der heutige, drückte ihn in seinem Beamtenbewußtsein darnieder; er kam sich vor wie ein rechter Dummkopf und fühlte sich unsagbar elend, unglücklich und überflüssig. Denn wozu war ein Geheimpolizist, der nichts entdeckte, gut? Ein unentdecktes Verbrechen machte ihn krank. Er konnte nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen, und der unentdeckte Verbrecher wurde unter solchen Umständen sein persönlicher Feind.

„Und hier ist auch ein Brief für Dich gekommen, Jeremiah," sagte seine Frau kleinlaut.

„Her damit!" fuhr er sie an. Sie gab ihm ein weißes gewöhnliches Couvert, wie man es etwa bei den Hausirern das Dutzend für einen Penny kauft, auf dem sein Name stand, in einer Handschrift, die man etwa für die Handschrift eines Dienstmädchens halten konnte.

Gleichwohl hielt sie Snuggs nicht dafür. Er war denn doch zu viel Fachmann, um nicht zu sehen, daß das eine absichtlich verstellte Handschrift war. Das Couvert trug den Stempel: „London Charing-Croß-Station, 5—6 Uhr Nachmittags", war also vor höchstens zwei Stunden erst zur Post gegeben.

Nachdem Snuggs in dieser Weise seinen Brief besehen hatte, schnitt er ihn sorgfältig mit dem Tischmesser auf. Darin befand sich ein zusammengefalteter halber Oktavbriefbogen, von gleicher Qualität wie das Couvert, auf dem nur die drei Worte:

„Mr. Riggs, Mörder,"

standen.

„Wunderliche Visitenkarte!" murmelte Snuggs. Dann aber schob er plötzlich Teller, Messer und Gabel und Tischtuch zurück, legte den Brief vor sich hin und stemmte den Kopf auf die Hände. So stierte er ihn vielleicht zehn Minuten lang an.

Was dachte Snuggs in dieser langen Zeit? Unterhielt er sich in einer besonderen Sprache mit diesem Blatt Papier? Oder erzählte ihm dasselbe eine Geschichte? Und was für eine?

Er hatte in seiner Laufbahn viel gelernt. Für ihn sprach jedes Ding seine besondere Sprache, und dies stumme todte Blatt vor ihm erzählte ihm mit beredter Zunge von einem aufgeregten, wilden Herzen, das in ängstlichem Schlagen vor der Entdeckung einer grauenvollen That zittert und diese Entdeckung verhindern will dadurch, daß es den Verdacht dieser That auf einen Anderen zu wälzen sucht.

Dieses Blatt erzählte von den fürchterlichen Schatten, die eine solche That in die Seele eines jeden Menschen werfen muß, und denen sich auch der Schlaueste und Findigste nicht zu entziehen weiß, erzählte von der Unruhe des Verfluchten, von der Unrast, von der vergeblichen Mühe, etwas zu verheimlichen, zu vergessen, was nicht zu vergessen ist. Wo stammte es her? Wer schrieb es?

Ohne einen Bissen gegessen zu haben, stand Snuggs wieder vom Tische auf, steckte das Papier und das Couvert sorgfältig wie ein werthvolles Dokument in die Tasche und ging davon. Seine Frau sagte gar nichts. Sie kannte das schon und wußte, daß jedes Wort in solchem Falle zu viel sei.

15.

Die bevorstehende Abreise der Herrin von Westhampton-Court verursachte daselbst große Unruhe. Die Diener hatten den ganzen Tag zu laufen, und Mary Wimpleton, die ihre Herrin begleiten sollte, traf Vorbereitungen, als wenn man nicht einige Stunden Eisenbahnfahrt, sondern eine Reise um die Welt vor sich hätte. Koffer und Kisten standen überall umher, wurden gepackt, wieder ausgepackt und dann nochmals eingepackt und zum Bahnhof gefahren. Es war eine ganze Haushaltung, die Mary einpackte, nicht als ob es sich um eine Abwesenheit von einigen Tagen, sondern von einigen Jahren gehandelt hätte.

Aber Miß Jessie Jefferson, so sagte sich Mary Wimpleton, konnte und sollte nicht so reisen, wie etwa eine verschriebene Gouvernante bei halber Reiseentschädigung; Miß Jessie sollte unterwegs ihrem Stande und ihrem Range gemäß auftreten, und dazu mußte man nach Ansicht Mary's mindestens einen Gepäckwagen für sich haben.

Gegen Abend stellten sich auch Doktor Commins und Simon Jefferson in Westhampton-Court ein. Ersterer war sehr aufgeräumt und lustig, erzählte kleine Anekdoten und besah mit Erstaunen die wunderbaren Reisevorbereitungen. Simon Jefferson dagegen war ungewöhnlich zerstreut, als sei er außerordentlich beschäftigt mit Sachen, die nichts mit dem zu thun hatten, was er vorhatte. Namentlich seine Augen blieben manchmal sekundenlang ganz starr stehen und hatten einen merkwürdigen, höchst befremdlichen Ausdruck. Dann raffte er sich wieder gewaltsam empor und zwang sich offenbar, sich mit dem zu beschäftigen, was gerade vorlag.

„Ich habe Dir also einen Salonwagen besorgt, Jessie," sagte er zu seiner Nichte. „Er wird um 8 Uhr 45 Minuten die Station von Westhampton-Court berühren und um 9 Uhr dem Liverpooler Expreßzug in London angehängt werden. Ich denke, daß Dir das Arrangement gefällt und Du so ohne jede Störung Deiner Gewohnheiten die Reise zurücklegen kannst."

„Ich danke Dir, Onkel."

„Dagegen würde ich Dir empfehlen, nicht so viele Leute mitzunehmen. Wenn Du ein oder zwei Diener mitnimmst, so sollte das nach meiner Ansicht genügen. Sind wir nicht auch noch Alle zu Deiner Verfügung? Wozu also noch die umständliche Mrs. Wimpleton?"

Jessie richtete sich etwas von ihrem Divan in die Höhe und sah ihrem Onkel scharf in's Gesicht.

„Mary geht mit!" sagte sie dann bestimmt.

Simon Jefferson zuckte ärgerlich die Schultern und wandte sich ab. Just in diesem Augenblick trat Mary Wimpleton ein.

„Miß Jessie," sagte sie, „es ist von einem Boten ein Brief abgegeben worden. Hier ist er."

Jessie nahm das Schreiben. „Von einem Boten?" fragte sie erstaunt.

„Ja. Er war extra mit dem Zug von London herausgefahren, nur um diesen Brief abzugeben."

„Was ist's?" fragte Mr. Jefferson, wieder aufmerksam werdend.

Jessie brach den Brief auf und las:

„Verehrte Miß Jefferson!

Ich habe es für meine Pflicht als Arzt gehalten, mich näher nach der von Ihnen als Aufenthaltsort in Aussicht genommenen Nervenheilanstalt des Doktor Nathanael Commins in Halfsea-Castle zu erkundigen. Ich habe bei dieser Gelegenheit erfahren, diese Anstalt sei so beschaffen, daß ein gewissenhafter Arzt von ihrem Besuch unbedingt abrathen muß. Ich habe die bedenklichsten Dinge darüber vernommen, und wenn ich auch nur die Hälfte davon glaube, so muß ich doch vor dem Besuche der Anstalt eindringlichst warnen.

Zu meinem großen Bedauern bin ich heute in Whitel-Court wieder so sehr in Anspruch genommen, daß ich mich Ihnen nicht persönlich zur Verfügung stellen kann. Sollte es Ihnen aber erwünscht sein, daß ich morgen die Heilanstalt in Halfsea-Castle persönlich in Augenschein nehme, so sehe ich Ihren Mittheilungen in dieser Beziehung entgegen. In aller Eile

Ihr ganz ergebener

Helmuth Strehlen."

„Was ist's?" fragte ihr Onkel wieder.

„Nichts," sagte Jessie und lehnte sich in ihre Kissen zurück.

Was war das nun, was aus dem Briefe Doktor Strehlen's sprach? War das Spekulation, um sich eine einträgliche Patientin zu erhalten, oder war es die Sorge des Arztes, oder die Sorge des Menschen, des liebenden Mannes? Was hätte Jessie Jefferson darum gegeben, wenn ihr Jemand ehrlich und überzeugend eine Antwort auf diese Frage hätte geben können!

In diesem Augenblick verwünschte sie tief in der Seele all' ihren Reichthum, der die Schuld daran trug, daß sie die Menschen ihrer Umgebung immer nur von den schlechtesten Seiten kennen lernte, und der sie selbst blendete und verhinderte, die Menschen zu sehen, wie sie wirk-

lich sind. Was sollte sie nun überhaupt thun? Sollte sie der Warnung Gehör schenken oder nicht?

Mary kam nach einer Weile zurück. Sie war schon im Reiseanzug.

„Miß Jessie,“ sagte sie, „es ist Zeit, Toilette zu machen.“

Jessie winkte ihr, und erstaunt trat Mary ganz nah an ihre Herrin heran.

„Mary,“ flüsterte sie ihr heimlich zu, „nicht wahr, Du bleibst mir treu?“

„Aber Miß Jessie, bin ich je untreu gewesen, oder habe ich aus Versehen etwas gethan, was Ihnen mißfällt? O, Sie machen, daß ich weinen muß!“

Der treuen Seele traten wirklich die Thränen in die Augen.

„Nun,“ sagte Jessie aufstehend, „dann vorwärts! Ansehen ist ja noch nicht dortbleiben. Nicht wahr, Mary?“

„Beileibe nicht, Miß. Gewiß nicht.“

„Nun, also gehen wir, Mary. Wir werden wahrscheinlich morgen Abend wieder hier sein. Komm!“ —

Wenige Minuten später fuhr Miß Jefferson in Begleitung Mary's, ihres Onkels und des Doktor Commins durch ihren Park nach der Eisenbahnstation. Jessie sprach kein Wort. Ihr war unsäglich elend zu Muthe, als wenn sie nie, nie in diesem Leben wieder das wohlige Rauschen ihrer alten Bäume von Westhampton-Court hören, nie die klugen, neugierigen Rehköpfe aus dem dürren Unterholz hervorlauschen sehen, nie all' die tausend süßen Stimmen der Heimath mehr hören würde.

Ein Hase lief über den Weg und ein Pferd strauchelte. Das waren böse Zeichen. Ihr Onkel schimpfte mit dem tölpelhaften Kutscher, der kein Pferd im Zügel zu halten verstehe. Dann waren sie da und stiegen in den eleganten Salonwagen ein, worauf der Zug gleich weiter fuhr. Sie machten sich's bequem in dem Wagen, als ob sie zu Hause wären. Doktor Commins erzählte Geschichten, und ihr Onkel rauchte im Nebensalon. Das war ja eigentlich keine Reise, sondern nur ein momentaner Wohnungswechsel. Der Wagen hatte einen Salon, ein Eßzimmer, zwei Schlafzimmer und ein Aufwartezimmer. Die Schlafzimmer belegten Miß Jessie und Mary. Die Herren sollten im Salon, oder wo sie mochten, schlafen.

Aber so bequem die Einrichtung des Wagens auch war, so ruhig er trotz der ungeheuren Geschwindigkeit, mit der er durch das Land raste, auch ging, Jessie konnte doch nicht schlafen. Wirre Traumbilder quälten unaufhörlich ihr Gehirn und ließen sie oft aus dem dämmernden Halbschlaf, in dem sie auf ihrem Lager lag, auffahren. Was war denn nur so Schreckhaftes, was sie auf dieser Reise peinigte? Sie nahm sich zusammen, so gut es ging, redete sich selbst so vernünftig wie nur immer möglich zu, um die ängstlichen Traumbilder zu bannen — vergebens.

Sie suchte sich damit zu trösten, daß dies eben die erste Reise war, die sie ohne ihren Vater unternahm. Ja, damals konnte sie ruhig schlafen, damals war sie in seiner Hut so sicher wie in Abraham's Schoß, und die Reisen, die sie mit ihm unternahm — sie war in Italien, Frankreich und Egypten gewesen und hatte sich zwei Jahre in einem Dresdener Pensionat aufgehalten, um ihre Erziehung zu vollenden — das waren Alles Lustreisen gewesen, die sie als fröhliches Kind, harmlos, sicher im Schutz des Vaters zurückgelegt hatte, während sie jetzt auf Schritt und Tritt, wie sie wähnte, umlauert war, wie ein einsamer Wanderer von Wölfen.

Es war schon längst Mitternacht vorüber. Sie hatten Liverpool schon passirt, und Jessie fuhr endlich erschöpft und keuchend von ihrem Lager auf, ging nach dem Fenster und bog die Gardinen auseinander, um hinauszusehen.

Die Bahn ging gerade hart an der Meeresküste hin. Die Nacht war wild und stürmisch. Finstere Wolkenmassen jagten am Himmel hin, und ein heftiger, stoßweiser Wind wühlte große Wellen auf dem Meere auf und warf die weißen Wellenkämme hoch aufspritzend an die theils flachen, theils felsigen Ufer hinan. Jessie kannte die Gegend. Es war Cumberland; sie kannte den Charakter der Landschaft wieder, denn sie war hier zu wiederholten Malen mit ihrem Vater gewesen, der leidenschaftlich gern auf die Entenjagd hier ging. Aber welcher Unterschied zwischen damals und jetzt! Damals Alles in sonniger heiterer Freude, in lieblicher Sorglosigkeit und unschuldigem Glück, und heute — —!

Das Donnern von Sturm und Wogen übertäubte das Rasseln und Brausen des pfeilrasch dahinsausenden Zuges; die hohen wilden Wellen des Meeres rollten heran wie gigantische Gespenster, die ihre langen weißen Arme weit herausstreckten aus dem Meere auf den Küstensand, als ob sie nach ihr greifen wollten, sie hinabziehen möchten in den tosenden, wirbelnden Strudel der Nacht — —.

Sie schloß die Gardine wieder. Der Morgen dämmerte herauf, ein öder, kalter, grauer Wintermorgen. Alles sah fahl, farblos, gespenstisch aus. Bäume, Felsen, Meereswellen, Wolken — Alles nahm groteske, abenteuerliche Formen an, die sie erschreckten. Sie wollte nichts mehr sehen und legte sich wieder auf ihr Lager, wo ein mitleidiger Schlummer sich endlich ihrer erbarmte.

Sie konnte indessen nicht lange geschlafen haben, als Mary sie weckte. Es war noch immer dasselbe traurig-öde, farblose Bild in der Natur, ein Bild Grau in Grau.

„Wir sind da, Miß Jessie,“ sagte Mary.

„In Halfsea-Castle?“

„Nein, in Greetown. Wir haben noch eine Stunde in der Equipage zu fahren bis nach Halfsea-Castle. Wollen Sie Toilette machen?“

Jessie seufzte. Auch noch im Wagen fahren, bei solch' einem elenden, melancholischen Wetter! Sie ließ sich ankleiden und trat heraus auf den Bahnsteig. Greetown, wo sie momentan war, machte ihr einen geradezu ekelhaften Eindruck, schmutzig, rauchig, mit von undurchdringlichem Dunst erfüllten Straßen, mit Leuten, die verdrossen und schlaftrunken herumliefen.

Auch der Wagen, den sie hier besteigen mußten, und den Doktor Commins telegraphisch beordert hatte, war abscheulich, ebenso der Kutscher mit einem alten schäbigen, lackirten Hut und einem weiß und roth karrirten, schmutzigen Shawl um den Hals. Ach Gott, wie war das Alles anders, häßlicher, fürchterlicher als in Westhampton-Court, das Jessie hier schon wie ein stilles, süßes, liebliches Paradies erschien. Am liebsten wäre sie wieder umgekehrt. Ach, hätte sie doch auf die Warnung Doktor Strehlen's gehört und die Reise unterlassen! seufzte Jessie innerlich. Hier bleiben? Um Gottes willen! Eher sterben!

Und Doktor Commins war bei alledem so lustig, daß er Jessie schon fast widerlich wurde. Zudem hatte sie gesehen, wie er in Greetown, am Buffet, ein großes Glas Branntwein mit Wasser trank. Pfui! Kein Diener in Westhampton-Court hätte wagen dürfen, vor Jessie Branntwein zu trinken, und hier trank es der Herr. Welch' eine trostlose Gegend!

Nach einer kleinen halben Stunde fing die Straße, die sie entlang fuhren, an zu steigen, und auf einer mäßigen Anhöhe vor ihnen erschien ein kahles, einsames, wie es schien etwas baufälliges Haus, das schon in seiner traurigen Verlassenheit einen elenden Eindruck machte. Durch eine hohe Mauer, die es umgab, und dadurch, daß die Fenster zum großen Theil mit Eisenstäben vergittert waren, wurde das Haus auch nicht freundlicher. Jessie hätte es am liebsten für eine Strafanstalt, für ein Gefängniß oder dergleichen gehalten.

„Das ist Halfsea-Castle,“ sagte Doktor Commins, auf das Haus vor ihnen deutend.

„Wie?“ rief Miß Jessie erschrocken.

„Ja, das ist Halfsea-Castle. O, Sie müssen nicht nach dem ersten Eindruck urtheilen. Sie wissen, das ist immer falsch. Kommen Sie nur erst hinein!“

Wo waren denn nun die prächtigen Wälder, die herrliche Luft und all' die Herrlichkeiten des Prospektes von Doktor Commins? Jessie wurde sich jetzt rasch klar darüber, wie Unrecht sie Doktor Strehlen gethan hatte. Er hatte in seinem Eifer, ihr zu nützen, gethan, was ihm möglich gewesen war, auch ohne daß sie ihn beauftragt hatte. Wenn sie nicht beachtete, was er gesagt hatte, ihn sogar noch verdächtigte, so war das nicht seine Schuld, sondern die ihrige gewesen.

Es war gegen neun Uhr, als man in Halfsea-Castle ankam. Eine schlampige Magd, die das derbe und feste Eichenthor öffnete und sofort wieder schloß, ein kahler, baum- und buschloser Hof, der so staubig und öde aussah wie ein kleiner Exerzierplatz, ein Vorhaus mit schmutzigen Treppen und Gängen, noch ein schlampiges Frauenzimmer, das sich als Frau Doktor Commins entpuppte, das waren die ersten Eindrücke von Halfsea-Castle, die Jessie empfing.

An der Thür stand ein kleines Mädchen, blaß, bleichsüchtig, verkommen, aber mit rührend schönen, großen Augen. „Sie bringen schon wieder Eine,“ sagte sie halblaut, als die Leute an ihr vorübergingen.

Herr Doktor Commins wurde furchtbar böse und fuhr die Kleine mit einer abstoßenden Heftigkeit an: „Bist Du schon wieder unten, Du kleiner Balg? Hat Dir Sam nicht gesagt, Du solltest oben in Deinem Zimmer bleiben? Ich will Dir helfen, hier herumzugaffen, Du —“

Er schlug zornig nach ihr. Die Kleine floh erschreckt und fiel — Jessie direkt in die Arme. Jessie war starr vor Entsetzen über diese Rohheit. Sie nahm das Kind in ihre Arme und fragte fest und energisch: „Wollen Sie sie schlagen, Herr Doktor?“

„Ei was, kommen Sie, Miß. Kommen Sie!“

„Keinen Schritt weiter!“ bäumte sich Jessie mit aller ihr zu Gebote stehenden Energie auf. „Nicht einen Schritt mehr! Dies Haus ist ein verfluchtes Haus. Ich will sofort umkehren. Wann geht der nächste Zug nach London?“

„Sam!“ rief Doktor Commins. „Wo zum Henker steckt denn der Kerl wieder? Sam! Sam! — Der nächste Zug nach London? O, Sie haben Zeit, Miß. Sie werden ein kleines Frühstück nicht verschmähen. Bitte. — Sam, zum Teufel, wo bist Du denn?“

Ein Mann ohne Rock, in aufgekrempten Hemdärmeln und schmutzigen, vertretenen Schuhen schlürfte den Gang her. Eine Art Hausknecht mit roth gedunsenem Gesicht und harten, schwieligen Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Eduard v. Simson †.

(Mit Porträt auf Seite 201.)

Der am Abend des 2. Mai im hohen Alter von beinahe 89 Jahren zu Berlin verstorbene Reichsgerichtspräsident a. D. Eduard v. Simson (siehe das Porträt auf S. 201) war am 10. November 1810 zu Königsberg i. Pr. geboren. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien habilitirte er sich 1831 in Königsberg als Privatdozent und wurde schon 1836, mit 26 Jahren, ordentlicher Professor. 1848 wurde Simson von seiner Vaterstadt in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, deren Präsident er nach Gagern's Eintritt in's Reichsministerium wurde.



Johannisfeier in Spanien. Nach einem Gemälde von Juan Gimenez-Martin. (S. 206)

Im April des Jahres 1849 stand er an der Spitze der vom Parlament nach Berlin geschickten Abordnung, welche Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone überbringen sollte, die der Monarch bekanntlich ablehnte. Im August 1849 trat Simson in die preußische Zweite Kammer, zog sich aber, nachdem er noch in Erfurt als Präsident des Volkshauses gewirkt hatte, vom politischen Leben zurück und widmete sich wieder ganz der Rechtswissenschaft. 1860 wurde er zum Vicepräsidenten des Appellationsgerichts in Frankfurt a. O. ernannt. Der Reichstag des Norddeutschen Bundes wählte ihn zu seinem Präsidenten, desgleichen das Zollparlament, und am 18. Dezember 1870 war er der Führer und Sprecher der Kaiserdeputation des Norddeutschen Reichstags in Versailles. Auch der erste Deutsche Reichstag wählte Simson zu seinem Präsidenten; seit 1874 nahm er jedoch keine Wahl mehr an und von 1877 an auch kein Reichstagsmandat mehr. Nach der Errichtung des Reichsgerichts in Leipzig (1879) wurde Simson, dem Kaiser Friedrich 1888 mit dem Schwarzen Adlerorden den Erbadel verlieh, zu dessen Präsidenten berufen, als welcher er bis zum 1. Februar 1891 thätig geblieben ist.

Johannisfeier in Spanien.

(Mit Bild auf Seite 204 u. 205.)

Bevor die Dürre des spanischen Hochsommers beginnt, das ist Ende Juni, feiern die Andalusier am 24. Juni ihr Johannisfest (siehe das Bild auf S. 204 u. 205, nach einem Gemälde von Juan Gimenez-Martin), an dem sich alle Stände betheiligen. In der Frühe zieht man aus, gewöhnlich zu dem nächstgelegenen Waldrevier, an dessen Rande allerlei Händler ihre Verkaufsstände aufgeschlagen haben. Dort beginnt nun ein Promeniren und Scherzen, das eine echt südspanische Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit zeigt. Es wird gesungen und getanzt, Ball und Reifen gespielt, in eigenthümlichen, zwischen Bäumen improvisirten Ledersitzen geschaukelt, getrunken und Kuchen und Früchte geschmaust. Erst spät am Abend zieht man heim mit Guitarrenklang und Gesang, müde, aber immer noch lustig und guter Dinge.

Ein Ehrenwort.

Erzählung von **Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

Bei Solferino war's am 24. Juni 1859. Heiß tobte eine der blutigsten Schlachten der Neuzeit, eine Schlacht, in der die Oesterreicher der mit den Franzosen verbündeten sardinischen Armee gegenüberstanden.

Reiche Ernte hielt der Tod. Von den 39,436 Mann, welche an diesem Tage theils getödtet, theils verwundet wurden, mochten um die Mittagszeit wohl bereits 20,000 die Wahlstatt decken, und noch immer brüllten nahezu 1300 Feuerschlünde, und mehr als eine Viertelmillion Gewehre mischten sich knatternd drein.

Napoleon III., der dort am Eingange des unansehnlichen Dorfes Medole unter einer Gruppe von Maulbeerbäumen, die dürftigen Schatten gewährten, mit großem Gefolge hielt, wurde bleicher und bleicher.

Seine Politik hatte die Ereignisse dieses Tages heraufbeschworen, und wehe ihm, wenn der Tag mit dem Siege der österreichischen Waffen enden sollte! Der Nimbus der Macht, der ihn umgab und ihn damals als den Lenker der Geschicke Europas erscheinen ließ, würde verloren sein, und die Pariser hätten ihm einen gar üblen Empfang bereitet, wenn sie ihm überhaupt gestattet hätten, in die Hauptstadt Frankreichs zurückzukehren.

Für ihn stand also, wenn nicht Alles, so doch sehr viel auf dem Spiele, und darum starrte er, innerlich bebend, in die Ferne, wo die Würfel rollten.

Die Sachlage mochte ihm nicht gefallen. Er sah ja durch das Fernglas bedeutende französische Infanteriekolonnen in entschiedener Rückwärtsbewegung und dort — was war das? — retirirte nicht Kavallerie gegen Castiglione? Und das Feuer der österreichischen Artillerie wurde stärker und kam näher. Was hatte das zu bedeuten? War die Schlachtordnung durchbrochen? Stand es schlimm um die Armee? Hatten die zuletzt ergriffenen Maßregeln, auf die man so große Hoffnungen gesetzt, keinen Erfolg gehabt?

Das waren die Fragen, auf die Napoleon Antwort haben wollte. Aber Marschall Mac Mahon, der Leiter des blutigen Ringens da unten, der neben dem Kaiser hielt, konnte momentan keine befriedigende Auskunft geben. Er sah nur, was der Kaiser auch sah, und war außer Stande, sich vor dem Eintreffen der neuesten Meldungen über den Stand der Schlacht auszusprechen. In den nächsten Minuten jedoch mußte er Klarheit erhalten, denn schon kam dort auf schaumbedecktem Roß ein Offizier herangesprengt.

Auch Kaiser Napoleon richtete sein Fernglas auf ihn.

„Ein Chasseur d'Afrique!" sagte er. „Was werden wir hören?"

„Keine Unglücksbotschaft, Sire," versetzte Mac Mahon. „Ich befahl dem Grafen Lahire, über den Ausgang der Attacke Eurer Majestät sofort und direkt zu berichten, und da kommt er nun. Das bedeutet Sieg!"

Napoleon gab keine Antwort. Sein Angesicht hatte sich zusehends verdüstert, und zitternd sah er der Ankunft des Reiters entgegen. Endlich hielt dieser vor ihm. Es war wirklich Graf Lahire, ein guter Bekannter Mac Mahon's und des Kaisers. Jener hatte ihn in Afrika und in der Krim, dieser in den Tuilerien schätzen gelernt, wo er, zumal im letzten Winter, vermöge seiner glänzenden gesellschaftlichen Talente eine hervorragende Rolle gespielt hatte.

Freundlich erwiederten Beide des Grafen Begrüßung, und Napoleon ließ selbst dann nichts von Ungnade merken, als Lahire in kurzen Worten berichtete, daß die Chasseurs trotz aller Tapferkeit geworfen worden seien.

„Rechts dort unten sammeln sie sich eben wieder," mischte sich Mac Mahon in's Gespräch. „Kehren Sie zu ihnen zurück, Herr Major, und sagen Sie dem Regimente, daß es die Scharte sofort auszuwetzen habe. Der Feind ist neuerdings und so lange anzugreifen, bis er geworfen wird. Adieu, Herr Major, und hoffentlich auf Wiedersehen!"

Der Graf war entlassen, aber er rührte sich nicht vom Platze.

„Verzeihung, Herr Marschall," versetzte er. „Ich bin außer Stande, Ihren Befehl auszuführen."

„So? Und warum denn nicht? Wegen der Schrammen da an Ihrer Linken?"

„Nein. Beklagen Sie mich, Herr Marschall! Ich habe keinen Degen mehr, den ich im Dienste Frankreichs führen dürfte. Ich bin Kriegsgefangener."

Napoleon zeigte sich überrascht. „Oho!" rief er, Lahire scharf anblickend. „Wie ist das möglich?"

„Sehr einfach, Sire," war die Antwort. „Ich machte die Attacke an der Spitze der Chasseurs mit. Es galt, eines der österreichischen Quarrés zu sprengen, die uns den Eingang nach Solferino versperrten. Unaufhaltsam trug mich mein Pferd voran, es setzte in gewaltigem Sprunge über die Köpfe der Feinde hinweg, ich war mitten im Quarré."

„Bravo!" rief Mac Mahon, und auch der Kaiser nickte beifällig. „Und nun?"

„Und nun," fuhr Lahire düster fort, „mußte die Unseren zurück. Für mich aber gab's kein Entrinnen, ich war gefangen. Viele stürzten sich auf mich, der feindliche Kommandant, Hauptmann Beretti, nahm mir den Degen ab und wollte mich nach rückwärts bringen lassen. In diesem Momente fiel mir ein, daß ich den gemessenen Befehl erhalten hatte, vor Eurer Majestät zum Rapport zu erscheinen. Daß ich's nicht konnte, drückte mich nieder. Da, plötzlich fährt mir ein Gedanke durch den Kopf, und ich bitte Beretti, bevor ich mich in Kriegsgefangenschaft begebe, noch einmal zurück zu den Meinen gehen zu dürfen, um mich meines Gepäcks zu versichern. Binnen zwei Stunden sei ich wieder zurück, darauf gebe ich mein Ehrenwort und den Orden der Ehrenlegion, den ich mir in Afrika erworben, zum Pfande. Hauptmann Beretti nahm an, und nachdem er mir noch das Versprechen abgenommen, über meine Wahrnehmungen militärischer Natur das strengste Stillschweigen zu beobachten, ließ er mich ziehen. Ich jagte hierher, um dem Befehle Eurer Majestät gemäß Rapport zu erstatten. Da dies geschehen, werde ich nunmehr die Verbindlichkeit erfüllen, die mir mein Ehrenwort auferlegt."

Mac Mahon schien dies begreiflich zu finden, Napoleon aber wollte durchaus nicht zugeben, daß Lahire in die Gefangenschaft zurückkehre. Nein, es sei Unsinn, er entbinde ihn der Pflicht, die ihm jenes Ehrenwort auferlege. Lahire dagegen meinte, daß ihn seines Ehrenwortes nur der entbinden könne, dem er es zugleich mit seinem Degen und Orden gegeben, und bedauerte daher, seinem obersten Kriegsherrn in diesem Falle nicht gehorchen zu können.

Napoleon, der, durch den Widerspruch gereizt, eine Weile finster dreingeblickt hatte, lächelte jetzt wieder. Er pflegte überhaupt die schwierigsten Dinge lächelnd und mit erstaunlicher Ruhe zu behandeln. Und so merkte denn auch Niemand, daß er dem Grafen für den Fall seines Ungehorsams mit dem Kriegsgerichte drohte.

Allgemein wurde angenommen, Graf Lahire sei in Gnaden entlassen worden, und es gab sogar Kameraden, die ihm Glück wünschen wollten.

Lahire lachte bitter auf.

Glück wünschen? Wozu? Daß er Gefahr lief, zum Schurken gestempelt zu werden? Nun ja, der Kaiser wollte eigenscheinlich seine Schmach, indem er ihm befahl, sich zurück in ein Lazareth zu begeben und bei seinem Zorne nicht daran zu denken, sich dem Feinde zu stellen. Durfte er ihm gehorchen? Nein, auf sein Leben hatte der Kaiser ein Recht, auf seine Ehre als Mann und Soldat nicht. „Lieber todt als ehrlos," dachte Lahire und jagte bereits im nächsten Momente über die mit Todten, Sterbenden und Verwundeten bedeckte Wahlstatt dahin gegen Solferino.

Napoleon äußerte lebhafte Besorgniß. „Der Wahnwitzige ist verloren," sagte er, und Niemand konnte ihm Unrecht geben. Heftiger denn zuvor tobte ja der Kampf. Die Krieger hatte bereits jener furchtbare Paroxysmus, jenes Delirium erfaßt, das den Höhepunkt einer Schlacht bezeichnet. Alle Geschütze donnerten, endlose Gewehrsalven erdröhnten, Wuth- und Schmerzgeheul mischte sich mit Flüchen und Verwünschungen, Pulverdampf erfüllte die unbewegte Luft. Eine furchtbar beängstigende Schwüle lastete auf der bebenden Erde, und im Norden dort zuckten fahle Blitze. Eine schwarzgraue, düstere Wolkenwand flog immer höher über dem Monte Baldo empor. Jetzt bedeckte sie die Sonnenscheibe, und in dichte Finsterniß gehüllt war das blutgetränkte Schlachtfeld. Ein schrecklicher Aufruhr der Elemente drohte den heillosen Spektakel zu vermehren, den die Menschen in ihrem Wahne seit nahezu zwölf Stunden da unten vollführten; aber Lahire sah, hörte und fühlte nichts von alledem.

Stirne und Brust tausendfachem Tode bietend, sprengte er voran. Jetzt verschlang ihn die wogende Masse der vorrückenden Kolonnen.

Er war im dichtesten Gewühle und wenige Minuten später an der Spitze der Zuaven, die zum neuerlichen Sturme auf Solferino schritten.

Der Reiter vor der Front fiel den Oesterreichern natürlich auf, und Hauptmann Beretti erkannte ihn. Was sollte er davon denken? Gab sich der Major dem Tode preis, um sein Ehrenwort einzulösen, oder wies er den Seinen den Weg nach Solferino, war er ein Verräther?

Die Lage war nicht darnach angethan, Vermuthungen anzustellen. Beretti hatte, gleich seinen Kameraden, Anderes zu thun, als über die Gesinnung eines Feindes klar zu werden und nach ihm Umschau zu halten.

Uebrigens sah er, in einer neuen, weiter rückwärts, hinter Solferino gelegenen Position angelangt, Lahire gar nicht mehr. Dichte Staubwolken hüllten nun Alles ein, und ein furchtbarer Orkan brauste über das Schlachtfeld hin. Und nun brach ein Unwetter von solcher Heftigkeit los, wie sich dessen wohl keiner der Krieger zu entsinnen vermochte. Entsetzt ließen beide Heere die Waffen sinken. Und das war das Glück der Franzosen, denn soeben waren sie bei Guidizzolo entschieden zurückgeworfen worden, und noch ein solcher Vorstoß hätte ihnen bei ihrer totalen Erschöpfung und dem Mangel an Reserven den Sieg entrissen.

Der blutige Kampf war somit von einer höheren Macht beendet und wurde nicht wieder aufgenommen, als sich das Gewitter verzog und ein erfrischender Hauch über die Gefilde wehte.

Ach, wie sahen sie aus!

Ueberall Verwüstung, Tod und Verderben. Kein Laut störte die nächtliche Stille, und nirgends eine Gestalt, die Leben verrathen hätte. Doch halt — klang's jetzt nicht wie ein Seufzer und regte sich's nicht dort unter der Last des todten Pferdes? Ja, es war keine Täuschung. Der Mann, den der schwere Thierkörper bedeckte, suchte sich desselben zu entledigen. Und dieser Mann war Major Lahire. Im Angesichte Solferinos unter seinem tödtlich getroffenen Rosse begraben, hatte er unmittelbar darauf selbst einen Schuß erhalten und seither in tiefster Bewußtlosigkeit dagelegen. Sogar die Sanitätsleute hatten ihn für todt gehalten. Allein welch' bedeutende Lebenskraft ihn noch erfüllte, das bewies wohl der Umstand zur Genüge, daß es ihm gelang, sich unter dem Pferde herauszuarbeiten.

Und da erst fühlte er, daß sein linker Arm zerschmettert sei, und daß er auch in der Schulter eine Kugel sitzen habe. Wie Feuer brannten diese Wunden, aber der furchtbare Schmerz ließ Lahire nicht vergessen, daß er sein Wort noch nicht eingelöst habe.

Es war sein erster Gedanke gewesen, als er aus vierstündiger Ohnmacht erwachte, und nun hätte er wissen mögen, wie die Schlacht geendet, ob Oesterreich oder Frankreich das Feld behauptet hatte.

Im bleichen Mondenscheine lag Solferino vor ihm. Es schien gänzlich verödet zu sein. Das war recht sonderbar. So heiß umstritten von beiden Seiten und nun Todtenstille!

Lahire vernahm den Schlag seines eigenen Herzens. Die Qual der Ungewißheit erfüllte es. Er wollte sie enden, auf Rekognoszirung ausgehen. Mühsam erhob er sich, jedoch nur, um sogleich wieder zusammenzubrechen. Er war zu schwach, es dunkelte vor seinen Augen, und Fieberfrost begann ihn zu schütteln.

So lag er vielleicht eine halbe Stunde, da endlich schlug das Geräusch von Schritten an sein Ohr, und aufblickend sah er im schwachen Schimmer des Mondes zwei Gestalten nahen.

Sie spähten und horchten und sprangen plötzlich seitwärts, wo die Leiche eines österreichischen Offiziers lag. Lahire sah, wie sie ihm die Ringe von den Fingern zogen und die Uhr aus der Tasche rissen. Und jetzt hielt der Eine eine Brieftasche triumphirend empor.

„Geld, Geld, viel Geld!" rief er dabei. „Nun rasch weiter, daß wir noch mehr bekommen."

„Jetzt kommt die Reihe an mich," dachte Lahire und erwog, was er thun könnte, um der drohenden Gefahr, von den Elenden getödtet zu werden, zu entgehen. Ihnen sein Geld anbieten? Lächerlich! Sie würden es nehmen und ihn dennoch morden, denn er konnte sich ihre Gesichter merken, sie später ausfindig machen und an den Galgen bringen.

In der Satteltasche seines Pferdes befanden sich ein Paar Pistolen. Waren die noch an Ort und Stelle, dann hatte es keine Noth. Mit zitternder Hand suchte er nach den Waffen, von denen sein Leben abhing. Jetzt hatte er sie gefunden und machte sich schußfertig. Es war die höchste Zeit, denn schon hielten die Leichenräuber Umschau nach neuer Beute.

Das todte Pferd mit seinem Packsattel stach ihnen in die Augen. Sie sprangen herbei und zeigten sich höchst befriedigt, als sie neben dem Thiere einen Offizier erblickten. Lahire verhielt sich regungslos. Er spielte jetzt den Todten. Seine Augen schienen zum ewigen Schlafe geschlossen zu sein. Dennoch beobachtete er genau die Banditen.

Beppo wollte den Sattel, Askanio aber die Taschen des Gefallenen visitiren. Flugs ging's an's Werk. Askanio kniete neben Lahire und wollte dessen Waffenrock öffnen. Aber da prallte er mit einem lauten Aufschrei zurück und lief querfeldein, was er laufen konnte.

„Dummkopf!" knirschte Beppo. „Gewiß ist in dem Burschen da noch ein wenig Leben, und er hat, wie das oft geschieht, die Augen geöffnet. Und vor so etwas fürchtet sich der Hasenfuß. Haha, Beppo macht es anders! Er schließt die neugierigen Augen wieder."

Der Bandit sprang über das Pferd hinüber und sah nach Lahire. Er fand seine Vermuthung bestätigt. Der vermeintliche Todte hatte wirklich die Augen offen. Aber sie waren nicht starr und gebrochen, sondern funkelnd und drohend.

„Maledetto! Der lebt noch zu sehr!" knirschte der Bandit und griff nach seinem Stilett. Jetzt blitzte es in seiner Faust und suchte den Weg nach Lahire's Herzen, aber da starrte ihm die Mündung einer Pistole entgegen. Erschrocken wollte er sich zur Seite neigen, aber zu spät. Schon krachte der Schuß, und der Räuber wälzte sich in seinem Blute.

Lahire würdigte den Unhold kaum eines Blickes. Er horchte und schaute, von der Hoffnung erfüllt, daß der Schuß nicht ungehört verhallen werde. Und darin täuschte er sich nicht. In der Ferne wurde es lebendig. Menschen eilten über das Schlachtfeld, und jetzt tauchten hinter den Büschen mehrere Gestalten in Uniformen auf.

— — — — — — — — — — —

Die österreichische Armee war hinter den Mincio zurückgegangen und hatte dieselben Lager bezogen, die sie in der vergangenen Nacht inne gehabt.

Und wie damals, so loderten auch heute ihre Wachtfeuer lustig zum Himmel empor, allein die Soldaten, die sich um die knisternden Flammen schaarten, musizirten und sangen heute nicht, sie waren still und stumm, niedergedrückt von dem Unglücke des Tages.

So heldenhaft gekämpft und doch geschlagen! Freilich war's eine glorreiche Niederlage, denn nie hat das Zünglein der Siegeswage so geschwankt, wie am Tage von Solferino, allein wer weicht, der ist besiegt. Zudem diese entsetzlichen Verluste! Noch konnte zwar Niemand wissen, daß jeder siebente Mann todt oder verwundet sei, allein der Anblick der gelichteten Reihen mußte bange Ahnungen erwecken. Fehlten doch bei einem einzigen Infanterieregimente nicht weniger als 25 Offiziere und über 1200 Mann.

Es war dasselbe Regiment, bei welchem Hauptmann Beretti stand. Düster starrte er in die Flammen. Das Unglück der heldenmüthigen Armee, der er angehörte, erfüllte ihn mit gerechtem Schmerze, überdies aber nagte an seinem Herzen ein Verdacht, dessen er sich vergebens zu erwehren suchte. So oft er ihn auch verscheuchte, er kam immer wieder, dieser häßliche Verdacht, daß der mit überlegenen Kräften und voller Ortskenntniß ausgeführte letzte Sturm der Franzosen auf Solferino ein Werk Lahire's sei.

War er deshalb auf Ehrenwort zurückgegangen, um zum Verräther zu werden? Beretti wollte und mußte es erfahren.

„Wahrhaftig," sprach er zu den Kameraden, „ich lasse diese Angelegenheit nicht auf sich beruhen. Ich melde meinen Verdacht und begehre die Einleitung einer Untersuchung. Lebt Lahire, dann muß er sich rechtfertigen, ist er gefallen, nun, so wird's wohl auch zu erweisen sein, ob er sein Ehrenwort gehalten oder gebrochen hat. In diesem Falle ist er ein Schurke und soll der verdienten Brandmarkung nicht entgehen."

Die anderen Offiziere waren derselben Ansicht. Ein Ehrenwort mußte, das stand außer Frage, auch unter Feinden heilig sein, und die französische Armee durfte in ihren Reihen einen Mann nicht dulden, der dieses erste und oberste ritterliche Gesetz mit Füßen getreten hatte. Die Sache sollte daher ihren Lauf haben.

Beretti berichtete seinem Regimente ausführlich über die Angelegenheit, das Regiment gab den Bericht weiter an das Corpskommando, weil die Angelegenheit voraussichtlich nur im diplomatischen Wege geschlichtet werden konnte.

Indeß dazu sollte es nicht kommen, denn schon am vierten Tage nach Erstattung des Rapportes erhielt Beretti amtlich die Nachricht, daß Major Lahire in der Nacht zum 25. Juni den Vorposten nächst Monzambano auf seinen eigenen Wunsch als Kriegsgefangener überliefert, und, weil sehr schwer verwundet, sofort in das Lazareth nach Verona gebracht worden sei.

Und so war es auch. Lahire's Pistolenschuß hatte eine französische Feldwache auf seine Spur geführt, und der Kommandant derselben fand es, von der Sachlage unterrichtet, ganz natürlich, daß der Major den Oesterreichern ausgeliefert werden wolle. Er ließ ihn verbinden und sodann von einem Parlamentär dem Feinde übergeben.

Der Rapport hierüber wurde wohl sogleich erstattet, allein da Lahire, vom heftigsten Wundfieber geschüttelt, außer Stande war, betreffs des Offiziers, dem er sich verpflichtet, sofort nähere Mittheilung zu machen, gelangte Beretti erst so spät zur Kenntniß des Vorfalles. Seine Zweifel an Lahire's edler Gesinnung waren natürlich beseitigt und, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß des Majors neuerliches Erscheinen vor Solferino keinen anderen als den Zweck gehabt habe, sein Ehrenwort einzulösen, eilte er nach Verona, um ihm das Pfand zurückzustellen, das er ihm am Tage der Schlacht gelassen.

Es war ein erhebender Moment, als sich die beiden Männer wiedersahen. Lahire hatte Beretti bereits ungeduldig erwartet und erkannte ihn sofort, als er in den Saal trat, wo so viele Opfer des Krieges lagen.

Freudig bewegt streckte er ihm die gesunde Rechte entgegen. Achtungsvoll drückte sie Beretti, aber als Lahire im Laufe des Gespräches, gleichsam zu seiner Entschuldigung, der Umstände gedachte, die ihm die Einlösung seines Wortes unmöglich zu machen drohten, da fühlte er sich von Bewunderung ergriffen und konnte sich's nicht versagen, dem Manne den verpfändeten Orden an die Brust zu heften.

„Wer so handelt, wie Sie, mein Herr, der

ist ein wahrhafter Ritter der Ehrenlegion," sprach er dabei. „Ein Mann — ein Wort, in Ihnen ist's verkörpert. Lassen Sie uns fortan Freunde sein."

„Und Brüder, wie's alle Menschen sein sollten," erwiederte Lahire und bat Beretti, ein Andenken an den einstigen Feind annehmen zu wollen.

Es waren die Pistolen, die ihm das Leben gerettet hatten.

Als Lahire genesen war, kehrte er nach Frankreich zurück, da die kriegführenden Mächte inzwischen Frieden geschlossen hatten. Vor ein Kriegsgericht, wie ihm der Kaiser angedroht hatte, wurde er nicht gestellt. Napoleon fand es gerathen, einzulenken. Er hatte angeblich Lahire nur auf die Probe gestellt, und da der Major dieselbe glänzend bestanden, wurde er nicht nur nicht zur Verantwortung gezogen, sondern der bei Solferino bewiesenen außerordentlichen Tapferkeit wegen mit dem Großkreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet und sofort wieder zu Hofe beschieden.

Es war bei einem jener intimen Feste zu St. Cloud, wo er nach längerer Zeit wieder mit Napoleon zusammentraf. Der Kaiser kam ihm mit offenen Armen entgegen.

„Mein lieber Oberst," sagte er, ihn mit dieser Anrede zugleich befördernd, „es freut mich außerordentlich, Sie wieder zu sehen. Wir sind die Alten, aber dem Kriegsgerichte werden Sie doch nicht entgehen. — Hier, meine Damen," fuhr er, den neugebackenen Oberst der Kaiserin und ihrem weiblichen Hofstaate vorstellend, fort, „hier der Ritter ohne Furcht und Tadel, von dem ich Ihnen bereits erzählte. Er erscheint beschuldigt, sein kostbares Leben der Ehre wegen in die Schanze geschlagen und so die Liebe, die doch das Höchste ist, erniedrigt zu haben. Das ist unzweifelhaft ein Verbrechen, wenn man unverheirathet und die Hoffnung so vieler Töchter des Landes ist. Richten Sie denn den argen Sünder, meine Damen, strafen Sie ihn."

Die Kaiserin brach ob dieser in ernsthaftem Tone gehaltenen Rede in lautes Lachen aus, und ihrem Beispiele folgte der reizende Damenflor, der sie umgab. Oberst Lahire war der Held des Abends. Er bat zwar wiederholt um gnädigen Pardon, dennoch aber wurde er verurtheilt, so bald nur möglich zu heirathen.

Humoristisches.



Und das hat er auch gethan. Nur daß er keine seiner schönen Richterinnen, sondern das Mädchen heimführte, dem er schon vor Beginn des Feldzuges sein Wort gegeben hatte, denn auch ein solches Versprechen ist bei Ehrenmännern ein Ehrenwort.

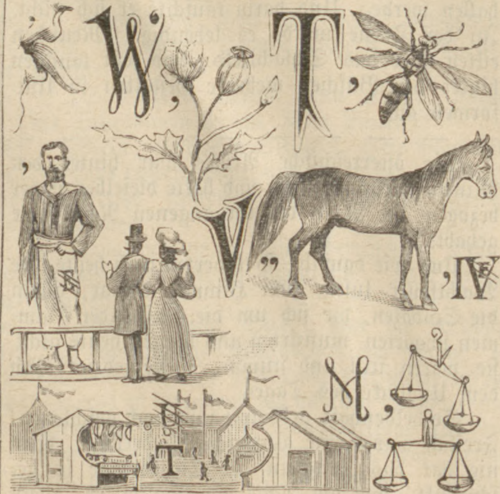
Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Hochherzigkeit schlichter Leute. — Als in Paris ein Baugerüst einstürzte, blieben zwei Arbeiter an einem Brette hängen, das sich unter ihrer Last beugte und offenbar im Begriff stand, nachzugeben. „Peter," rief der Aeltere, „laß los, ich habe Weib und Kind!" „Richtig!" versetzte Peter, ließ los, stürzte hinab und war auf der Stelle todt. [E. K.]

Verunglückter Beweis. — Der Professor Hartmann in Leipzig gehörte zu denen, die an arger Zerstreutheit leiden. So schloß er zum Beispiel einst einen Vortrag über die Lebensweise und den Charakter der Eskimos mit folgenden Worten: „Rührend ist die Liebe und Sorge der Eskimofrauen für ihre Kinder; sie lassen sie nie aus den Augen und tragen sie deshalb stets in einem Korbe auf dem Rücken." [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 25:
Muth verloren, Alles verloren.

Charade. (Dreisilbig.)

Mein Herz wird die Erste, so oft ich dich seh',
Mein Schatz, wenn mit zierlichen Schritten
Durch die Straße du gehst, wie die lieblichste Fee,
Umwallt von der Zweiten und Dritten.
Sie prangen an dir als entzückende Zier
In herrlichem, goldenem Glanze
Und wecken auf's Neue beständig in mir
Das herzerquickende Ganze.

Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösungen von Nr. 25:

des Zahlen-Räthsels:

4	7	10	13	6
11	5	10	4	10
7	6	12	8	7
10	10	4	9	7
8	12	4	6	10

des Logogriphs: Thron, Thorn.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.